

Der Sturmgefang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(10. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Rudolf von Friedrichswert ging starr und ohne Wanken durch die Schrecken dieses Krieges. Er sah Freunde mit Kopfschüssen stürzen, er durchlebte alle entsetzlichen Qualen gemarterter Phantasie, als er auf Patrouille zwei Tage lang eine Durststrecke abritt und sich zehn Jahre lang der Sklaverei verschrieben hätte für ein Glas Wasser. Das Gespenst des Typhus wütete in den Reihen seiner Reiter; die aller Menschlichkeit hohnsprechende Grausamkeit und Barbarei des türkischen Feindes erhöhte die Dürftigkeit der Wilder. Entweder man ging innerlich zugrunde angegriffen solcher Schrecken: wie die Hereros anstürmten mit ihren Kiris, die trachtend auf fiebende deutsche Köpfe niedergingen, denen der Durst die klare Besinnung geraubt; wie sie aus dem Hinterhalt die ahnungslosen Soldaten erschossen wie Schwarzwid zur Weidzeit. Aber das schlimmste war, wie man die Gefangenen wieder fand, grauenvoll zugewandt, daß ein Schauder des Entsetzens dem Mutigen über den Rücken rann bei dem Gedanken an ein ähnliches Schicksal. Man ging innerlich zugrunde — oder die Nerven wurden wie Eisen und Stahl.

Rudolf von Friedrichswert bestand die Probe. Nach zwei Monaten war er Oberleutnant. Sein Mut, der ihm die öffentliche Anerkennung des Obersten Deimling einbrachte, entsprang nicht nur dem Verlangen, alles auszumergen, was Dunkles auf dem jetzigen Lebensweg lag. Es war ein gut Stück rücksichtsloser Lebensverachtung in seinem Mut. Der Glaube an das Fatum begleitete ihn wie den Türken sein Rismet. Ja, es schien ihm ein geradezu sicheres Zeichen für sein Schicksal zu sein, daß der Weg ihn nach Südwestafrika geführt. Durch Feuer, durch Pulver und Blei würde er hier fallen und so sich die katastrophenreiche Tradition auch an ihm erfüllen. Täglich wurde ja die Verlustliste reicher. Die besten Namen standen darauf, die Arminis und Massons usw. Man würde auch mit derselben bedauerlichen Resignation den Namen Friedrichswert lesen, und wenn es schon sein mußte, sollte es in Ehren geschehen. Darum setzte sich der jugendliche Oberleutnant in allen Gefechten mit bewundernswürdiger Bravour durch.

Als er sich mit seiner Handvoll Reitern auf

dem Weg nach den Karasbergen befand, ließ ihn die Ahnung kommender Ereignisse allerdings im Stich. Er saß leicht vornübergebeugt im Sattel und trabte scharf vorwärts.

Es war eine blaue, dürsichtige Nacht. Die Sterne leuchteten über den Weg, und die Mondsilber lag klar am Himmel wie auf dunklem Atlas. Ueber steinige, kleine Hügel ging es; die Reiter mußten absteigen und die Pferde führen.

Zur Regenzeit lief hier ein breiter Fluß. Jetzt war sein Bett trocken, mit Geröll durchsetzt; es verengte sich zu einem schmalen Gang, wo nur einige kleine Büsche untertags etwas Farbe in das blendende Hellbraun der Steine brachten. Links

dem Kadaver des Pferdes seines Kameraden liegend nahm er das Feuer auf.

Gleich bei den ersten Schüssen hatte Graf Friedrichswert den Befehl zum Absteigen in die Nacht hinaus geschrien. Im Nu waren die Reiter auf der Erde. Jeder suchte in der Finsternis sich im Schatten eines Felsens zu bedecken. Da lagen sie, regungslos, zusammengekrümt, die Köpfe niedergeduckt und feuerten blindlings. Kein Feind war zu sehen. Wo aber einer der Deutschen eine kleine Wendung machte, wo ein Uniformknopf sekundenlang im Mondschein aufblitzte, da krachte aus geheimnisvollem Dunkel bereits der zielsichere Schuß.



Eine Patrouille, mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Diese Gelbpatrouille schlich sich vor dem Sturm deutscher Truppen auf feindliche Stellungen an die vor diesen befindlichen Stachelbrauhindernisse heran und zerschnitt dieselben. Sie erhielt dabei fürchterliches Feuer, kehrte aber nach Verlust von zwei Mann glücklich zurück.

und rechts schoben sich die Höhen zusammen und zwängten das Flußbett zu einem Hohlweg ein.

Zwei Reiter trabten als Spitze in die Falle. Als sie nichts Verdächtiges bemerkten, verschwanden sie bald im Dunkeln, und der Offizier mit den übrigen Reitern folgte. Gerade war der letzte in der Schlucht, als die Stille der Nacht plötzlich von wilden, hell aufschreienden Stimmen durchbrochen wurde. Ein Hagel von Kugeln schwirrte; man sah die schwarzen Körper der Schützen blitzschnell ausfnickeln und wieder in der Finsternis untertauchen.

Dem ersten Reiter wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen. Er warf sich in Deckung, wo er stand. Der zweite erhielt einen Armschuß. Hinter

Der Oberleutnant war hinter seinem Pferd stehen geblieben. Die anderen jagten, von Angst geschüttelt, in der Schlucht hin und her, die Verwirrung vermehrend. Des Offiziers kampferprobte Stute stand mit unruhigem Kopfschütteln und gespitzten Ohren da, aber sie ging nicht durch. In dem Schatten, den sie warf, stand der Oberleutnant und versuchte mit dem Fernglas die Stellung des Feindes zu erspähen, ob ein rascher Sturm sich lohnen und den Durchbruch gestatten würde. Ein Glück, daß die Pferde keinen Ausweg fanden, so daß die Möglichkeit blieb, sich ihrer noch zu bemächtigen. Die Situation war verzweifelt. Mitten die Reiter los, so wurden sie niedergeschossen wie die Fliegen. Alieben sie liegen, wo sie waren, so konnten sie auf keine Hilfe von außerhalb rechnen. Mit Tagesgrauen war ihr Schicksal sicherlich besiegelt.

Rudolf von Friedrichswert zauderte. Das Feuer verstärkte sich von Stunde zu Stunde immer mehr, bewegliche Schatten huschten über die niedern Höhenkämme. Fester schloß sich die Faust um den Säbel. Er wußte, was kommen würde: die Hottentotten schlügen an. Wie die Schlangen wanden sich die dunklen Körper über der Erde. Mit einem Male würden sie hochspringen und in erdrückender Uebermacht über die paar deutschen Reiter hinweggluten, mit ihren Kiris hinter Felsen und Buschwerk die Schützen erschlagen.

Ein fatalistisches Lächeln glitt über das gebräunte Antlitz des jungen Grafen. Es hieß: in Ehren sterben, sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. An Rettung war nicht mehr zu denken, und da es ihm besser schien, in wilder Jagd mit seinen Leuten dem Tod entgegenzureiten, als abzuwarten, bis sie hilflos hinter Busch und Strauch

erschlagen würden, so gab er plötzlich den Befehl zum Auflisten.

Blindlings stürzten die Leute hoch, und jeder rannte zu seinem Pferd. Auch der Oberleutnant sprang in den Sattel. Was dann geschah, war das Werk von Minuten.

Das ironische und schaurige „Surräh“ der Schwarzen wurde übertönt von dem heillosen „Sorra“, das den Eingang der Schlucht erfüllte. Reiter kamen angejagt; eben, als die Totentotten zum Sturm sich anrückten, aus der Finsternis aufstauten, füllte sich der Kampfplatz mit Reitern. Die Pferde jagten jehu über die Steinfläche, Gewehre blitzten, und hundertfältig rollte das Echo zurück. Diese unvermutete Hilfe verblüffte die paar deutschen Reiter ebenso wie die Feinde. Doch nur einen Augenblick. Dann warfen sich die Totentotten mit erneuter Wut auf die Deutschen, und das Gefecht stand.

Joachim Nemmerl hatte den Zügel seines Pferdes zwischen den Zähnen und in der linken Hand die Kinte — just so, wie er damals seinem neuen Chef verprochen. Zum Feuern blieb keine Zeit mehr. Nach der ersten Salve galt es, auf Tod und Leben sich durchzuschlagen, den Rückweg zur Station zu erkämpfen.

Nemmerl hatte beim Antritt den Befehl gegeben, den Offizier und die paar Reiter in die Mitte zu nehmen.

Zwei Reiter hatten die Pferde verloren, drei waren verwundet, mehr oder weniger schwer; sie wurden über die Sättel gelegt und um die übrigen ein Kreis geschlossen. So gut es ging, bildete man ein Karree zu Pferde. Das Tal war erfüllt mit schwarzen Köpern; ein Glück, daß der Pulverdampf so dicht war; der Totentotten sprichwörtliche Schutzlosigkeit mußte verjagen. Doch mit den Kiris griffen sie um so leidenschaftlicher das kleine Häuflein an. Ihr tierisches Geheul machte die Pferde scheu und ließ sie die Reiter kaum bändigen. Mit den Gewehrfolien wurde ein Weg durch die schwarze Masse gebahnt, die von Minute zu Minute answoll wie ein riesenhafter Fluß.

Zum erstenmal in seinem Leben kämpfte Joachim Nemmerl. Was die Brust seines Pferdes nicht niederwarf, geschmetterte der Kolben seiner Büchse. Ruth an seiner Seite erschloß zwei der Feinde. Plötzlich sprante sie das Pferd, jagte von dem Bruder ab und überritt einen baumlangen Neger, der schon den Kolben zu tödlichem Schläge gegen den Offizier erhoben hatte.

In wilder Akade, daß die Hufe Steine und Geröll von sich spritzten, verjagten die Reiter, sich in Sicherheit zu bringen. Schon hatten sie den Eintritt ins Tal erreicht. Ruths Pferd erhielt einen Sieb und tat einen wilden Satz. Der Oberingenieur schlug die Büchse eines Feindes nieder, der, wie ein Loter zwischen den Hufen der Kasse liegend, von unten herauf auf den Grasen angelegt hatte.

Neun Mann von Nemmerls Leuten waren gefallen. Er selbst, beschäftigt, sah nicht, wie fahrig ein Totentotte Ruth ansprang; Rudolf hatte noch einen Schuß in der Pistole; mit einem Knack er das Pferd zurück und schoß den Kerl vom Sattel.

„Dan!“ rief Ruth mitten durch das Getümmel. Doch der Klang erstarr auf ihren Lippen. Graf Friedrichswert warf plötzlich die Arme von sich — sein Pferd tat einen mächtigen Satz, er selbst verlor Zügel und Bügel und fiel nach rückwärts. Zwei der Leute fingen ihn auf; Schenkel gegen Schenkel gepreßt, hielt man ihn krampfhaft im Sattel.

Sie waren durch! Wirkungslos vermalte die Salve der Feinde! In rasendem Ritt ging es zurück in die Station. Die Zurückgebliebenen hatten alles für die Verteidigung eingerichtet. Die Tore öffneten sich, und die Ueberlebenden ritten ein. Trunken vor Begeisterung und Siegeszuversicht brachten sie aus rauhen Kehlen ein Hoch auf Joachim Nemmerl aus.

Ruth warf sich über den Körper des Offiziers, den man rasch zur Erde hatte gleiten lassen. Mit Fackeln und Lichtern führten die Leute herbei. Ein Arzt kam nicht auf der Station, man mußte helfen, so gut man konnte.

„Tot?“ fragte Joachim Nemmerl mit dumpfer Stimme und düstern Blick. Ruth hatte dem Regungslosen die Uniform aufgerissen; ihre kleinen, weißen Hände tasteten über die blutbesetzte Brust. Mit weißen Lippen gab sie kurze Befehle. Man brachte Wasser, Verbandzeug. Sie legte mit geschäftigen, rasch vorwärtsleitenden Händen einen Notverband an. Dann wurde der Bewußtlose auf Deden gelegt und ins Innere des Stationshauses gebracht.

Joachim ließ sie gewähren, ohne ein Wort zu sprechen. Er verstand nichts von derlei Sachen; aber er fühlte, daß, wenn Rudolf von Friedrichswert Rettung beschieden war, sie ihm von diesen schmalen Händen kommen mußte, die ihm kein Zeichen gegeben, als er dem Verhängnis entgegengeritten war. Gefäße mit Wasser wurden auf das lodende Feuer gesetzt. Ruth holte den Medizinkasten herbei, den sie aus Europa mitgebracht, rief Joachim zu sich und schloß die Türe. Als er eintrat, fand er sie in weißer Schürze, die bis zu den Füßen hinabreichte.

„Man muß die Kugel herausholen,“ jagte sie hastig. „Ich glaube, davon hängt alles ab. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird und ob ich es recht mache, denn ich habe nicht die Erfahrung. Aber ich weiß, daß daran sein Leben hängt.“

„Dann mache es so gut du kannst,“ entgegnete Joachim gepreßt. Er mußte ihr helfen, und er bewunderte im stillen diese mit geheimigten Nerven erzungene Ruhe, die sie zur Schau trug.

Er holte die Instrumente aus dem kochenden Dampf. Das Zimmer füllte sich mit dem Geruch von Karbol, der seine gesunden Sinne schwinden ließ.

Er mußte die Schüssel halten, während sie die Operation vornahm. Und er sagte sich: dessen wäre ein Mann nicht fähig. Zu solcher Verantwortung, ohne genügende Uebung, nur von dem übermenschlichen Verlangen getrieben, zu retten. Nein, das könnte ein Mann nicht. Der würde in Gedanken an die Folgen zurückschrecken.

Die zarte, schlante Ruth holte mit sicheren Schnitten die Kugel aus der Wunde. Schließlich legte sie den Verband an, und zum erstenmal seit einer halben Stunde hob sich ihr Auge zu Joachim. Der Mond stiel durch das Fenster und badete ihr Antlitz in Licht. Es war so völlig durchsichtig, und die Augen hatten einen überirdischen Glanz, daß er unwillkürlich an ein Bildnis denken mußte, dessen Erinnerung ihm aus früher Studententzeit geblieben war: Rene Holbeinische Madonna, im Kreise einer Familie, die er einmal in der Dresdener Gemäldegalerie gesehen, eine Verklärung von Mütterlichkeit und Schönheit.

„Ich glaube, ich habe es recht gemacht,“ flüsterte sie. Er mußte es von ihren Lippen ablesen, denn ihre Worte waren nicht zu hören.

Rudolf von Friedrichswert lag da wie ein Loter. Die Augen lagen tief in den Höhlen und waren fest geschlossen, die Lippen halb geöffnet und blaß, die Wangen verfallen. Sie blickten beide eine Weile auf ihn nieder, dann jagte Ruth:

„Glaubst du, Joachim, daß man so etwas sühnen kann?“

Er fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Was?“

„Was ich getan habe,“ flüsterte sie. Erstlickes Schluchzen klang durch ihre Worte, und ihr Körper schüttelte sich in Fieberdauer. „Was ich getan habe . . . ich begreife es nicht . . . war ich von Sinnen oder was ist es gewesen? Kann man das sühnen, Joachim?“

Er heftete seine Augen groß auf sie und wollte etwas sagen. In diesem Augenblick knallten Schüsse. Er stürzte zur Türe und eilte hinaus.

Die Totentotten verjagten eine Ueberumpelung der Station. Zum Glück hatte er diese

Möglichkeit vorausgesehen und Vorbereitungen getroffen. Jeder stand auf seinem Posten. Die Feinde mußten einsehen, daß man drinnen auf einen Empfang vorbereitet war. Nach dem ersten Anlauf zogen sie sich mit schweren Verlusten zurück. Man hatte wohl zunächst nichts für die Station zu fürchten, wenn man auch auf einen neuen Angriff gefaßt sein mußte.

Aber später? Der Proviant reichte für kaum zehn Tage, und das Faß Wasser, das man hatte, war für die Verwundeten angebrochen worden. Während die Männer im Pulverdampf standen, sah man Ruth lautlos durch den Korridor huschen, wo man die Verwundeten niedergelegt hatte. Neben jedem einzelnen sank sie in die Knie. Als Joachim vorüberging, hörte er ihr inbrünstiges Gebet:

„Nur dieses eine laßt nicht zu, himmlische Mächte, nur dieses nicht, daß Blutschuld auf mir laste!“

Die Vorhebung war barmherzig; keine der Wunden erwies sich als tödlich.

Ruth einen der Arbeiter hatte man verwundet zurückgebracht. Es war ein blutjunger Mensch, der einen Schuß durch den Schenkel erhalten hatte.

Ruth ihn hoffte Ruth zu retten. Es war still im Hause, totenstill. Jeder lag da und lauerete und starrte in die Nacht hinaus, ob sich der Angriff wiederholte. Joachim kam zurück. Ruth saßte mit beiden Händen nach seiner Wint:

„Wie viele sind gefallen?“

„Acht,“ entgegnete Joachim. Als er an dem Zittern ihrer Hände ihre Gedanken erriet, setzte er schnell hinzu:

„Diese acht wären wohl kaum zu retten gewesen. Der Ueberfall auf unsere Station war von langer Hand schon vorbereitet, und wir hätten es immerhin mit einem Ausfall verjagen müssen, um den Totentotten zu zeigen, auf was sie sich gefaßt machen mußten. Da wäre es ohne Tote nicht abgegangen. Nur sind wir ihnen mit dem Ausfall gleich zuvorgekommen und haben so der Kraft ihres Angriffs die Spitze abgebrochen.“

Sie wandte sich seufzend um und ging in das Zimmer zurück, wo Rudolf lag.

Der Schuß in die Brust war bedenklich. Während einige von den jüngeren Leuten Joachims nach Ruths Angaben bei den übrigen Verwundeten wachten, sah sie an dem Lager des Oberleutnants. Sie hatte keine heiße Hand in die ihre genommen. Von Zeit zu Zeit sprang sie auf und erneuerte die Kompressen. Es war ein Jammer, daß man kein Eis hatte. Das Wasser war kaum kalt genug, um ein wirkungsvolles Mittel gegen das Fieber zu bedeuten.

In ihrer Tätigkeit und Sorge um den Schwerverletzten zermartete sie ihr Hirn und versuchte nachzudenken, was das gewesen war, dieser jäh aufflammende Haß. Warum war jetzt nichts mehr davon in ihrer Brust? Es hätte doch Gleichgültigkeit an seine Stelle treten können? Sie aber empfand, daß ihr eigener Lebensfriede von seiner Rettung abhing. In ihrem Herzen wurde etwas Neues, Ungeahntes geboren. Ein Schauer von Schmerz und Süßigkeit zugleich durchzog ihre Brust, wenn sie daran dachte, und sie verjagte vergeblich, es zu ergründen. Joachim Nemmerl kam am Morgen. Die Totentotten hatten ihren Angriff nicht mehr erneuert und sich zurückgezogen. Er strich mit der Hand über ihren Scheitel, wie so oft in schweren Stunden, und sagte, als sie mit zitternder Gebärde wieder auf diese Schreckensnacht zurückkam:

„Nun kannst du schon davon ablassen, Ruth! Nach das mit deinem Herzen aus, nicht aber mit den Menschen. Nur dem bist du Rechenschaft schuldig; denn ich meine, in dieser Nacht ist das Weib in dir erwacht.“

„Das verstehe ich nicht,“ jagte Ruth. Nach einigem Nachdenken setzte sie hinzu: „Sieh, ich habe dich immer so sehr geliebt, daß ich die Erinnerung daran nicht verdrängen konnte, wie sie dir die Braut raubten, das Mädchen von dir rissen, das dir zugehört im Namen der Liebe, und da

brannte mein Haß lichterloh auf, als ich ihn wieder sah, der dein Unglück verschuldet . . .
 „Nuth ich habe darüber nachgedacht. Weißt du, was ich empfunden habe? Daß Liebe und Haß eigentlich so nahe beisammen liegen, daß sie immer aus einem Herzen geboren werden müssen, und daß, wer so aus lodermem Herzen heraus zu lassen versteht, dich an der Liebe vorbeigeht . . .“
 Sie sah ihn fassungslos an, und ihre Arme glitten hilflos an ihrem schlanken Körper herab.

8. Kapitel.

Nacht Tage lang wirkte das Schicksal in der Station um Leben und Tod. Nacht Tage lang breitete eine dunkle Nacht ihre schwarzen Schwingen über die Lebenden und hielt sie in grauenvollem Vann.

Nudolfs starke Natur aber rang sich durch. — Alle Verwundeten befanden sich auf dem Wege der Besserung.

Die Hottentotten waren am zweiten Tage abgezogen. Inzwischen hatte die Schlacht bei Nabib stattgefunden, jene Schreckensschlacht, da Major Meister zwei Tage lang im Fieberburt mit 223 Mann gegen Tausende von Hottentotten standgehalten und die Schlacht schließlich mit einem Verlust von 69 Mann und 13 Offizieren gewonnen hatte. Da war in der weiteren Umgebung den Hottentotten die Lust zu Angriffen vergangen. Jeden Tag wartete man in der Station auf das Erscheinen deutscher Reiter. Die Eisenbahnlinie war wohl teilweise zerstört; aber durch das mutige Verhalten des Oberingenieurs und seiner Leute war der Schaden gering. Wäre die Strecke preisgegeben worden, so hätten die Hottentotten Zeit genug gehabt, die Linie vollständig zu zerstören und die Arbeit eines Jahres zu vernichten.

Gerade am achten Tage erlangte Nudolf das Bewußtsein, nachdem er mehrmals lichte Augenblicke gehabt, die aber rasch wieder mit Bewußtlosigkeit gemischt hatten.

Seine Augen ruhten schon eine Weile auf Nuth, ehe sie es bemerkte.

„Ich habe Sie während des Gefechts gesehen,“ sagte er plötzlich, „und dann später . . . immerzu . . . Ihre weiche, kühle Hand . . .“

Sie hörte kein Wort von dem, was er sagte, denn seine Stimme war zu schwach. Aber sie sah plötzlich, daß seine Augen klar und rein waren, und daß seine Lippen sich bewegten.

Da brach der Jubel in ihr durch, und gleichzeitig machte sich die Ueberanstrengung dieser acht Tage geltend. Sie sank an seinem Lager in die Knie und begann hilflos zu schluchzen.

In diesem Augenblick trat Joachim ein, und Nudolf erkannte ihn.

Er lag stumm da, keiner Bewegung fähig. Alle Schmerzen hatten plötzlich aufgehört. Er sah mit angestrengter, doppelter Gedankenshärte den Mann, dem er als Feind das Schlimmste angetan, in der Gloriole der Pflicht und der Tat vor sich stehen. Den Mann mit einem Arm, der durch seine innerliche Kraft so riesengroß war. Der damals auf das Recht des Starken gepocht und dem man mit Hunden gedroht und der solch ein Geld war. Nudolf bot ihm etwas zögernd und mühevoll die Hand. Zur Abbitte. Joachim Nimmert trat heran, nahm die Rechte des Offiziers in die seine:

„Fühlen Sie sich wohler, Herr Oberleutnant?“

„Ich habe — ich erinnere mich an alles — ich wollte Ihnen schon die ganze Zeit her danken — aber ich kam immer nicht dazu — wie soll man das ausdrücken, — einem Mann gegenüber — man muß bei klaren Gedanken sein. . . .“

„Sprechen Sie jetzt nicht von dem, was vergangen ist, Herr Oberleutnant,“ sagte Joachim Nimmert mit tiefer Stimme. „Wenn Sie jemandem danken wollen, der mit übermenschlicher Kraft gegen den Tod gerungen hat, der ihm symbolisch ins Auge gesehen, die Kraft seiner Gesundheit dagegengezeigt, ihm Ihr Leben abgerungen hat . . .“

Nuth stand auf, erglühend, und wollte Joachims Worten mit einer Handbewegung Einhalt tun.

Aber der Verwundete hatte ihre Rechte ergriffen, die andere hielt Joachim Nimmert fest. So drückten sie sich die Hände und sahen sich in die Augen. Plötzlich warf sich Nuth in wilder Bewegung an des Bruders breite Brust. Er streichelte sie:

„Kind . . . Kind . . . Du . . .“ aber dann schüttelte er den Kopf wie über sich selbst: „Nein, das darf man dir nicht mehr sagen . . . du bist Weib geworden . . . ergib dich diesem Bewußtsein und schmücke dich damit . . .“

Er fuhr mit der Hand rasch über die Stirne und verließ das Zimmer. —

Von diesem Tage an machte die Wendung zum Bessern in Nudolfs Befinden ungewöhnliche Fortschritte. Endlich kam auch die langersehnte deutsche Reiterabteilung und brachte für Joachim Nimmert eine lange Depesche der deutschen Eisenbahngesellschaft. Unter voller Würdigung seiner Verdienste erteilte man ihm Urlaub. Die Arbeiten mußten vorläufig eingestellt werden, bis der Aufstand vollständig niedergeworfen war. Man hatte noch mit wenigstens einem Jahre zu rechnen. Joachim konnte also in die Heimat zurückkehren.

Nuth begleitete Nudolf von Friedrichsweert, der noch nicht sich selbst überlassen werden durfte, nach Keetmanshoop, später nach Lüderitzbucht.

Joachim ritt die lange Strecke etappenweise zu Pferde ab. Seit einiger Zeit ließ er sich noch weniger sehen als früher. In der Umgegend von Keetmanshoop war er öfter aufgefallen; er trieb sich einen und zwei Tage oft in Sattel umher und kam immer mit einer geheimnisvollen Miene nach Hause. Nuth wollte bedünken, als lese sie neue Befriedigung darin. Als sie dann nach der Bai abreiste, ritt er die Bahnstrecke ab. Er langte viel, viel später in der Bucht an, als er erst versprochen. Sie hatte schon Angst um ihn ausgestanden. Aber ein Händler, der die Tred nach der Bai abgefahren und mit halbverhungerten Ochsen ankam, erzählte ihr, daß er den Oberingenieur in der Nähe von Aus in Begleitung von Farbigen und zweier Bahnmeister getroffen habe.

Endlich kam er. Mit einem Saß funkelnder, rötlich schimmernder, weiß glitzernder Steine. Er hatte ihn quer vor sich auf dem Sattel.

„Man fürchtet sich im Süden vor der Not, die nach dem Kriege kommen wird,“ sagte er zu Nuth, als er todmüde aus dem Sattel stieg. Nun, sie werden reich werden, die Leute, die nach mir kommen —“ er schwieg eine Weile . . . „und du auch, Nuth. Ich habe Schürpfeile auf deinen Namen aufgesteckt —“

Sie sah ihn sprachlos an. Seine Augen leuchteten: „Mutter wird sich freuen . . . und die nach mir kommen, werden mir's danken . . .“
 „Was hast du denn nur?“ fragte Nuth atemlos. „Du hast etwas entdeckt?“
 „Diamanten.“

Sie wollte es nicht glauben. Er zeigte sie ihr und erzählte, wie er durch Zufall, oder eigentlich durch seine einsamen Ritte, darauf gekommen sei. Und wie er dann unermüdetlich gesucht und geschürft hätte, bis er reich geworden sei . . .

Er machte seinen Bericht nach Deutschland. Und als er längst wieder Afrika verlassen, nach Jahren, als der Aufstand endgültig niedergeworfen war, da gedieh seine Ernte, da kamen Hunderte aus Deutschland, mit Ochsentarren, Zelten und vielen Wagen und begannen zu bauen, zu suchen und zu schürfen. Und die Edelsteine wanderten zu Tausenden in deutschen Besitz und mehrten des Mutterlandes Reichthum und Macht.

Nach der Lüderitzbucht kam der Antrag einer großen, amerikanischen Gesellschaft, die ihn, Joachim Nimmert, zu außergewöhnlich günstigen Bedingungen für eine Bergbahn in den Rocky Mountains zu engagieren suchte.

Nimmert sagte ohne Zaubern zu. Auf Nuths Einwand erwiderte er:

„Ich will Geld verdienen. Geld ist Macht. Ich habe mich das in den Kopf gesetzt, — für dich, und ehrlich gesagt, auch für mich.“

Sie erriet, was er sagen wollte: Er wollte arbeiten, seine Stunde ruhen, um nicht zum Nachdenken zu kommen.

In seinem Wesen trat von Zeit zu Zeit eine gewisse Freireuthet zutage. Dann wurde er unruhig, stoh alle Menschen und blieb ganz für sich. Er lehnte es ab, mit Nudolf von Friedrichsweert, der mit dem nächsten Boermannsdampfer nach Deutschland zurückkehren wollte, über Renate zu sprechen.

„Die Vergangenheit ist tot,“ sagte er. Das war eine Schwäche, daß er sich das selbst vorgekauft. Denn die Vergangenheit lebte immerwährend in ihm, und auf allen Schritten und Wegen geleitete ihn Renates lichtumwobene Gestalt. Aber es war eine Erinnerung voll Schmerz und Gram.

Nuth gab dem Grafen das Geleite bis zum Schiff; der Dampfer konnte an dem versandeten Ufer nicht anlegen, das in seiner öden Trostlosigkeit dalag. Sie fuhrten also beide im Boot hin. Sie half ihn an Bord bringen, und es zeigte sich, daß er noch sehr schwach war.

Dann sollten sie Abschied nehmen. Er trug wieder die schmutze, fleidjame Uniform. Nuth reichte ihm schüchtern und verlegen die Hand.

Er zog sie ehrerbietig an seine Lippen und preßte diese lange auf ihre kleinen Finger.

„Nicht so,“ sagte sie hastig. „Wir wollen als gute Kameraden scheiden.“

„Ja, das wollen wir.“

„Achten Sie auf Ihre Gesundheit, Herr Graf — Sie sind noch ein bißchen hilflos und sollten jemanden haben, der Sie pflegt.“

„Ja, das sollte ich wohl,“ sagte er zerstreut. Dann blickte er ihr wieder in die Augen.

„Sie sind schon so ein Mann, der immer das Gegenteil von dem tut, was seiner Gesundheit zuträglich ist,“ fuhr sie mit mattem Lächeln fort, ins Leere redend.

Er schüttelte den Kopf.

„Jetzt nicht mehr, bei Gott, jetzt nicht mehr.“ Es gab so eine Zeit — ja, da hatte auch über mich der Uberglaube von dem Feuer- und Wasserfluch Gewalt. Wenn man so erzogen ist, schleppi man's durchs Leben mit. Und wie die schwarzen Teufel uns da im Hohlweg überfielen, da sagte ich mir: jetzt kommt die Reibe an dich. Da kam wieder dieser Mann von Otien — Joachim, und ich meinte, es könnte gar nicht sein, und er hätte das Schicksal in seiner Gewalt. Wie mich dann die Kugel traf (ich fürchte sie deutlich, wie sie mit stechendem Anprall eindrang), da hatte ich noch Zeit zu denken:

Also jetzt! Der Feuerfluch! Und wieder zog diese düstere Macht den kürzeren und kapitulirte vor einem unbeugsamen menschlichen Willen.“

„Der Wille ist alles,“ meinte Nuth. „Das sagt mein Bruder immer.“

„Ja, Joachim war mein Lehrmeister. Er lernte mich das Lebent wieder von der rechten Seite nehmen. Und wenn ich wieder gesund bin, dann sollen Sie sehen, was ich für Energie habe.“

Sie glaubte ihm. Eine schlummernde Kraft reckte sich in ihm hoch. Die besten Talente, bisher unterdrückt durch ziellose Leidenschaft, suchten in ihm nach Wertung.

„Werden Sie denn wieder Dienst tun können?“ fragte sie nebenbei.

„Ich hoffe es. Natürlich muß ich abwarten, was der Stabsarzt in Berlin sagt.“

„Und wenn er meint, daß es — besser wäre, wenn Sie — wenn Sie nicht weiter dienen?“

Sein Blick umflorte sich momentan.

„Dann — ja, dann muß ich eben — zu einem andern Beruf greifen.“ Da er den leisen Zweifel in ihren Mienen las, setzte er rasch hinzu:

„So schlimm wäre das nicht. Mein Vater war sehr für humanitäre Vorbildung. Darum mußte ich erst das Abiturium machen. Andere haben nur

Kadettenschule oder gar die Presse und können nichts, wenn sie Fährliche werden. Aber ich könnte gleich weiterstudieren, und zu alt wäre ich schließlich auch nicht —“

„Wie mich das freuen würde!“ rief sie lebhaft.

„Wirklich?“

„Gnädig. Was würden Sie denn bevorzugen?“

„Medizin —“

„Sie haben recht. Das ist ein schönes Studium; es gibt einem eine wahre, menschliche Bestimmung . . .“

Es war Zeit, daß sie ins Boot stieg. Ihre Hände ruhten nochmals ineinander. Er wollte etwas sagen, und sie wurde bleich. Da sah sie eine schlecht entfernte Blutspur auf seiner Achselkappe. Und daran reichte sich in selbstlicher Ideenverbindung das Bild des Zimmers in der Bremer Klinik mit Joachim und seiner verbundenen Schulter.

Sie entzog ihm hastig ihre Hand. Ihr Lächeln erlosch. Er legte stumm die Rechte an die Wuthe und salutierte. Als sie schon weit vom Schiff entfernt war, drehte sie sich um. Da sah sie ihn noch immer an der Reeling stehen und salutieren. —

Joachim hatte ihm bereits in Swakopmund Leberwohl gesagt. Er war sehr beschäftigt. Als Ruth zurückkehrte, fiel ihr zum erstenmal sein Profil auf, da sie ihn ganz in der Nähe betrachtete. Die Konturen seines Gesichtes waren noch markanter geworden als früher. Auch schmäler. Sie erkannte, wie er abgenommen hatte im letzten Jahr.

Mit dem nächsten Dampfer fuhr auch sie nach Hause. Joachim hatte sich nun mit einem Arm abgefunden; er schrieb, hantierte und zeichnete mit dem linken; bändigte mit dieser Hand das Pferd wie kaum einer mit der Rechten.

Ueberhaupt — er war ein Mann geworden aus Stahl. Niemandem fiel der fehlende Arm besonders auf. Man meinte fast, das müßte so sein; diese magere, sehnige, mit starren Muskeln spielende Gestalt könnte kaum anders sein.

Der Abchied zwischen den Geschwistern war stumm und schwer.

Sie fuhr heim zu ihrem Studium; auch die Mutter hatte geschrieben, der Vater werde zuhause älter, und sie möchte nun eines ihrer Kinder in der Nähe haben.

„Grüße die Eltern vielfach,“ sagte Joachim.

„Ich werde es bestellen. Wann wirst du wieder heimkehren?“

Er hielt die Augen ins Leere gerichtet und stand da und sprach in die Ferne:

„Heimkehren? — — Ich weiß, es nicht.

Vielleicht bald, vielleicht . . .“ er brach jäb ab und sein Auge wurde feucht. „Weibe eine Nemmerl, Ruth; brav, stark und treu.“

Sie hielt seine Hand fest. Ihnen beiden war selbstsam zuzumute. Es war eine doppelt schwere Trennung, denn sie sahen mit unsicherem Blick in die Zukunft. Etwas Hoffnungsloses war in ihnen, sie fühlten es voneinander, ohne sich's voneinander zu gesehen.

Es war, als hätte sie das Leben um den Preis betrogen, alle beide.

Schließlich schwanm Ruth auf dem Ozean, und die Küste mit den niederen Häusern, dem kleinen Bahnhof und der deutschen Flagge verschwand. Schließlich war sie nur noch ein schmaler, dümmriger Streifen. Dann war nichts mehr da als Meer. Da weinte Ruth über ihre Einsamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsspruch.

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmut, den der Große übt.
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

Bürger.

Wiedergeburt.

Roman von Anna Kiedel.

(S. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

14. Kapitel.

Herr v. Gryn hatte wirklich die kleine Szene vor den Rosenbeeten heimlich beobachtet. Und als die beiden Gestalten schon längst hinter der Gartentür verschwunden waren, sah er noch in Gräbeln verloren und fragte sich, ob er recht gesehen oder nicht. Er war als Künstler von Natur ein feiner Beobachter, und in bezug auf seine Tochter war sein Wahrnehmungsvermögen das denkbar subtilste. Ihm entging nie das leiseste Erröten bei ihr, ihren Gang, ihren Tonfall, die geringere oder größere Elastizität ihrer Bewegungen kannte er ganz genau und hatte im geheimen immer wieder seine Freude an ihrer feinen, sensiblen Art.

Und er sollte von der großen Umwälzung in ihrem Leben, der größten, die es überhaupt für ein Weib gibt, nichts bemerkt haben? Oder war es nur vorübergehende Spielerei, was er gesehen?



Phot. N. Porscheid, Berlin.

Reichsfanzler von Bethmann Hollweg

als Ritter des Eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse in feldgrauer Uniform.

Zimmer und immer wieder mußte er sich das kleine Bild ausmalen, die Blicke, die getauht wurden. Eritas Erröten und die Selbstverständlichkeit, mit der Ralph Ehrenberg ihr die Rosen in den Gürtel geschoben.

Eine peinigende Unruhe trieb ihn hinaus. Der Hof mit seinen leuchtenden Akerbeeten lag im hellen Sonnenschein. Welf, im vollen Bewußtsein seiner Würde als Hüter des Hauses, ruhte lang ausgestreckt auf der obersten Stufe der Treppe. Als sein Herr hinaustrat, erhob er sich schwerfällig und trabte wuchtigen Schrittes hinterdrein. Er hätte gern in seinem dolce far niente verharret, aber wenn die Pflicht rief, war er eben einwandlos bereit. Sein Herr schritt durch den Buchenstand, Welf schaute rundum und senkte den blickenden Schadel, das sollte heißen: hier ist niemand. Sie kamen in den Obigtarten, da schnupperte er am Boden und sah dann mit seinen treuen, glänzenden Augen zu seinem Herrn hinauf. Das bedeutete; hier sind sie gewesen. Und er wollte vorwärts stürmen, aber —

„Welf, komm hierher.“ tönte es kategorisch. Und dann kam Welf selbstverständlich zurück und paßte sich der Gangart seines Herrn an. So kamen sie beide an das große Gatter, und vor ihnen breitete sich die Weide, wo noch vor ein paar Tagen

all die schwarzbunten Kinder geweidet hatten. Vielleicht war es die Erinnerung an das bunte, bewegte Bild, daß Welf mit einem freudigen Sprung dabongaloppieren wollte, aber er sah sich getäuscht, die Hand seines Herrn lag schwer und wuchtig an seinem Halsband, und er wurde zurückgerissen. Was sollte man auch auf einer abgefressenen Weide? Welf sah die Zeitvergeubung ein und trabte also in vollem Einverständnis mit seinem Herrn dem Hause und dem sonstigen Platz auf der Terrasse zu und plumpste hier seinen dicken Körper wieder auf die Kotosmatte, die er für seinen persönlichen Gebrauch gemietet hatte. Als Leibgardist war er entlassen und mußte nun sein Amt als Wächter des Hauses wieder antreten.

Herr v. Gryn war in sein Zimmer gegangen. Sein erster Gedanke war, zu seiner Frau zu gehen und ihr das Beobachtete mitzuteilen, aber dann verwarf er den Plan. Er ging ein paarmal unruhig auf und ab. Die Uhr ging auf drei, um vier pflegten sich die Hausbewohner um den Kaffeetisch zu versammeln. Es war das beste, er ging noch für eine Stunde an seine Staffelei. Er fühlte, daß er heute nicht viel schaffen würde, aber vielleicht wurden seine Gedanken dabei ruhiger. Er trat hinaus. Welf hatte sich bereits wieder zu seiner ganzen majestätischen Größe erhoben und blickte imponierend über den großen Kiesweg. Der Briefträger kam die Allee entlang. Herr v. Gryn blieb stehen und nahm dem Mann die Post ab.

Zwei Briefe! Er suchte zusammen. Es waren die beiden Briefe, auf die er schon seit zwei resp. drei Wochen wartete. Ben hatte geschrieben, und auch von Doktor v. d. Heide lag ein großes Aukert in seiner Hand. Er ging zurück in seine Stube und öffnete zuerst Bens Schreiben, und dabei zitterten ihm die Hände. Er lächelte selber über seine Schwäche, aber er konnte es nicht hindern, daß ihm das Herz schwer und langsam gegen die Rippen schlug. Ehe er las, fuhr er sich mit der Hand über die Augen, als müßte er etwas Trübes wegwischen, und dann faltete er den Bogen auseinander. Ben schrieb nur kurz. Er hatte von dem breiten, steifen Papier genommen, das der Vater ihm zu seinem Geburtstag geschenkt hatte. Es trug am Kopf das in Blau und Gold gehaltene Wappen, und unter diesem Schilde stand das, was Ben seinem Vater auf sein Bekenntnis zu jagen hatte. Herr v. Gryn hatte den Eindruck, als habe die Schrift seines Sohnes noch niemals so unkindlich oder vielmehr so hart und selbständig bewußt ausgehoben. Ben schrieb:

„Lieber Vater! Ich bitte Dich um Entschuldigung, daß ich Deinen Brief so lange unbeantwortet ließ. Erlaube, daß ich mich heute auf die Bestätigung meines Empfanges beschränke. Es fehlt mir an Zeit. Benjamin v. Gryn.“

Das war alles. Wie grausam Kinder sein können! Das war Herrn v. Gryns erster Gedanke, und der zweite: Ich habe meinen Sohn verloren. Und damit zugleich das Verzweifelte: Es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Es kann ja nicht sein!

Hinfahren zu ihm. Retten, was noch zu retten war. Es war doch unmöglich, daß so kurzerhand ein langjähriges, inniges Verhältnis zerstört sein sollte, das innigste Band, das es überhaupt auf Erden gab. Ben mußte das fühlen, mußte das einsehen. Und wenn er wirklich hundert bittere Anklagen gegen seinen Vater hatte, wenn auch wirklich das Idealbild vernichtet ward, mochte es in Trümmern gehen; er hatte genug darunter gelitten. Das, was übrig blieb, war ja doch das, worauf sich hier Kindes- und Vaterliebe gegründet hatte. Er wollte —

Ihm war ganz wirr. Er sah nach der Uhr, nach dem kleinen Fahrplan. Es war vorrefflich, um sechs konnte er bei seinem Sohn sein, und um Mitternacht wieder daheim. Aber er ließ den Bogen mutlos sinken. Hätte sich ihm ein Widerstand entgegengedrückt, hätten vielleicht die Füße sehr ungünstig gelegen, er hätte alles darangelegt,

um noch heute bei seinem Sohn zu sein, aber die leichte, glatte Abwicklung hielt ihn zurück. Er vergewaltigte sich seine Zukunft, die Pensionäre würden draußen bei den Turnspielen sein. Der Professor würde ihn empfangen und dies und das über Ben sagen, nur Gutes und Erfreuliches, denn Ben war ein strebsamer Schüler und liebenswürdiger Hausgenosse. Und dann kam die Frau Professor herein, die sich immer erst eine frische Muse anzog. Sie war stets besonders herzlich und liebte Ben wirklich. „Sie kommen so plötzlich, Herr v. Grun? Es ist doch nichts geschehen? Doch keine Veränderung? Es geht Ihrem Sohn sehr gut, und ich halte so viel von ihm! Er ist mir der liebste von all den Knaben, die im Lauf der Jahre durch mein Haus gegangen sind. Er hat ein so offenes, ungetrübbtes Wesen. Man merkt ihm so recht an, daß er sich in einem glücklichen Familienleben entfaltet hat. Sie glauben aber auch gar nicht, was der Junge von seinem Elternhaus hält. Wenn er von seinem Vater spricht — — —“

Da ging die Tür auf, und Ben trat herein. Herr v. Grun stöhnte auf. Nein, er konnte nicht fahren. Er konnte seinem Sohn nicht wieder gegenübertreten. Es mußte seinen Gang gehen. Betteln um die Liebe seines Sohnes, wie er Ehrenberg hatte betteln sehen, das konnte er nicht. Man sah ja auch, wohin es führte. Die Zeit mußte darüber hingehen. Im Lauf der Jahre, wenn Ben an sich selbst die Erfahrung gemacht hatte, wie entsetzlich grausam das Leben ist, wie herrlich es die schönsten und festesten Grundzüge über den Haufen werfen kann, dann würde er auch über seinen Vater anders denken. Aber dann, dann lag dieser Vater unter der Erde. — — —

Er las die paar harten Worte noch einmal, streichelte den Namenszug, der mit stolzen, selbstbewußten und unabhängigen Linien hingeworfen war, und steckte den Brief in die Tasche. Ja, gebe es der Himmel, daß der Schreiber ein würdigerer Träger seines Namens sein würde als der Vater.

Den andern Brief hatte er gar nicht mehr beachtet. Jetzt sah er das große, gelbe Kuvert wieder und machte es langsam auf. Ein, zwei, drei, vier dicke Foliobogen fielen ihm entgegen. Weiter nichts! Von dem Doktor kein Schreiben, nur vier stempelversehene Scheine, alles, was die kleine Erika von der Heide zu einer etwaigen Feststellung ihrer Persönlichkeit nötig hatte. Auch die Sterbekunde ihrer Mutter fehlte nicht. Und dieses Blatt mußte Herr v. Grun am längsten in der Hand halten. Ueberhaupt sprachen die weißen Akten eine ganz merkwürdige Sprache. Er verstand sie nicht, aber er fühlte, daß sie eindringlich auf ihn einredeten und etwas von ihm forderten. Sie wollten Taten und keine Träume. Er war matt und elend. Er hätte gern noch eine Stunde so still und für sich in seinem Stuhl gesessen und die weißen Scheine mit den Namen und Daten in der Hand gehalten, auf sie niedergefarrt und sich vergangene Zeiten durch den Sinn gehen lassen. Mein Gott, was war denn das Leben anders als immer und immer wieder ein Zurückrufen von ein paar ganz wenigen vollen Stunden, die uns einmal das Gesicht zugeworfen hat, wie Knaben sich einen Apfel zuwarfen, umversehens, unerwartet und ohne eigenes Zutun?

Aber die statlichen Bogen litten solche Gedanken nicht. Sie sahen streng und kalt auf den verjüngten Mann, und die blauen Adler mit den züngelnden Nachen und den gierigen Krallen hatten sogar etwas Feindseliges. Als wenn sie sich am liebsten auf den Leber gestürzt hätten und ihm das Herz aus der Brust gerissen.

Herr v. Grun faltete die ganze Herrlichkeit zusammen und stand auf und ging hinaus. Als er an den Wirtschaftsräumen vorbeikam, öffnete er die Klüftung und jagte zu dem Mädchen, wenn Fräulein Erika hereinkomme, liebe er sie bitten, ihm sein Besperdrot nach oben zu bringen. Dann ging er hinauf in das Atelier.

Ob der große, langgestreckte Raum diese höfliche Bezeichnung verdiente, ließ sich schlecht sagen.

Herr v. Grun pflegte diesem Titel stets einen etwas ironisch gefärbten Ton zu geben. Das mochte daher kommen, daß er einst von einem andern Arbeitszimmer geträumt hatte. Und einen Vergleich mit dem reichen, durch alte Kunstwerke geschmückten Saal, in dem sich einst der junge Erich v. Grun gesehen hatte, hielten freilich die langen, schmucklosen Wände nicht aus. Aber es entsprach dafür den notwendigsten Bedingungen desto getreulich. Es war geräumig, hatte von der Nord- und Ostseite das reichste helle Licht; und da es in den Garten hineinzeigte, so wurde weder das Auge noch das Ohr abgelenkt. Ursprünglich hatte hier ein Weinhaus sein sollen. Aber man hatte im Lauf der Jahre eingesehen, daß mit viel Kosten und Mühe weiter nichts erreicht ward, als eine unnötige Menge kleiner saurer Trauben, die kein Mensch essen wollte, und die selbst von den Leuten verschmäht wurden. Und als des Hausherrn Verlangen nach künstlerischer Betätigung nicht erloschen war, wie er anfangs gehofft, sondern unermüdet immer wieder wie ein Feuerfunke aus der Asche der Entsagung hervorgebrannt war, da hatte er eines Tages kurzerhand das

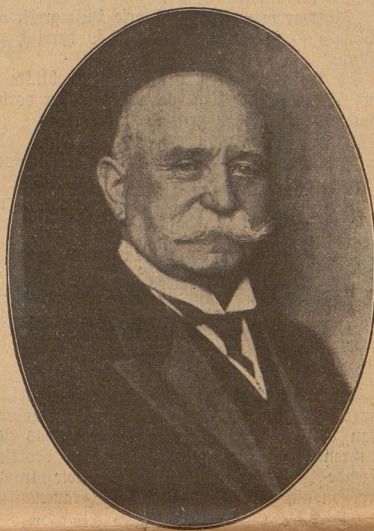
Unbefangene ein, und sie gewann das Atelier auch lieb und brachte es mehr und mehr über sich, hinaufzugehen, um hier nach ihrem Mann zu sehen, oder ihn herunterzuholen, wenn er gar zu lange in seinem buen retiro blieb. Doch daß sie gerade hier in diesen vier Wänden so schöne, reiche Stunden verleben sollte, wie ihr sie die letzten Wochen gebracht hatten, das hätte sie niemals für möglich gehalten. Ihr Mann hatte gleich am nächsten Morgen mit ihrem Bilde angefangen und seitdem jeden Tag mehrere Stunden daran gearbeitet. Sie begriff die Eile nicht, mit der er zu Werke ging; aber er hatte so überzeugend gesprochen von der großen Lust, die in ihm wohne und die er nicht ungenüzt vorübergehen lassen dürfe, da sie allein schon für das Gelingen seines Werkes bürgte, daß auch sie nicht gezögert hatte.

Und diese vierzehn Tage, wo sie hier oben mit ihm an der Staffelei gesessen hatte, waren die schönsten in Elisabeth v. Gruns Leben geworden. Noch viele Jahre später, als sie bereits eine alte Frau war, rief sie sich diese stillen Stunden zurück mit ihrer Ruhe, ihrem Frieden und ihrem feinen, künstlerischen Reiz. Dann sah sie sich wieder in dem hohen, geradlehnten Armstuhl sitzen in einem schwarzen, spitzenüberzogenen Kleide, und sie fühlte die Hand ihres Mannes an ihrer Wange, wie er ihr den Kopf seitlich bog, und hörte den Klang seiner Stimme und genoß seine Nähe mit jenem fremdartigen Reiz, der im letzten Grunde jeden Künstler umgibt. Er hatte ihr in dieser Zeit viel erzählt von sich und seiner Kunst und auch von Eritas Mutter und seiner Liebe zu dem schönen Mädchen, und ihr ging mehr und mehr das Verständnis auf für alles, was ihr bisher in ihres Mannes Wesen unverständlich blieb. Dazwischen aber war die „schöne blonde Frau“ unter seinen Pinselstrichen gewachsen und gewachsen. Frau v. Grun konnte es sich nicht verhehlen, sie selbst sah dieser Vollendung mit Traurigkeit entgegen. Die Stunden würden ihr fehlen, sie hätte manchmal die Hand mit dem Pinsel festhalten mögen und sagen: verweile. Aber ihr Mann arbeitete mit ruhelosem Eifer und erklärte, solche Tage mit solcher Beleuchtung spende das Schicksal nicht zweimal, die müsse man festhalten, einen besseren Hilfsarbeiter könnte er sich überhaupt gar nicht denken.

Jetzt war das Bild ganz fertig. Noch eine oder höchstens zwei Sitzungen, die den im Schoße ruhenden Säulen galt, das übrige waren nebensächliche Kleinigkeiten, wobei ihre Gegenwart nicht mehr nötig war.

Als Herr v. Grun diesen Nachmittag in sein Atelier trat, griff er sogleich zur Palette und stellte sich mit zusammengekniffenen Augen ein paar Schritte von der Staffelei ab. Da war noch ein Mangel in dem Gesicht, dem er gern abgeholfen hätte, ein kleiner, feiner, charakteristischer Zug um den Mund, den er bis jetzt nicht hatte herausbringen können. Er nahm den Pinsel und versuchte. Dann trat er prüfend zurück. Nein, es war wieder nichts geworden. Er schüttelte müßlos den Kopf. Gewiß, es war nur eine Kleinigkeit, aber ihm war sie wichtig. So ging es nun schon seit Tagen. Er versuchte und probierte, und das, was er haben wollte, gelang ihm nicht. Er hielt die Hand vor die Augen und vergewaltigte sich das Gesicht seiner Frau und die Augenblicke, wo dieser ihr eigene Zug selbstbergessener Güte und Lieblichkeit sich um ihre Mundwinkel legte.

Ein leises Klopfen klang an der Tür. Er sprang auf und öffnete. Erika stand vor ihm und hatte in der Hand ein Brett mit Früchten und dem gewünschten Besper. Ein Blick in ihr Gesicht genügte, um ihm eine Last von der Seele zu nehmen. Es wäre ihm unerträglich gewesen, wenn sie sich bemüht hätte, auf ihn einen unbefangenen, gleichgültigen Eindruck zu machen. Er hatte es gefürchtet und beobachtet sie unausgesetzt. Sie war sehr still. Nicht nur, daß sie kein Wort sagte, auch der Blick ihrer Augen, die Art, wie sie den Kopf hielt und Arme und Schultern bewegte, hatte etwas Stilles und tief Verjüngenes. Wie ein



Graf Zeppelin,
der Begründer unserer erfolgreichen Luftschiffotte.
Dem verdienstvollen Grafen, der im 77. Lebensjahre steht, hat das deutsche Volk für sein Werk, um das wir von allen Nationen beneidet werden, besonders im jetzigen Kriege, sehr viel zu danken, und seine Luftschiffe haben schon manchen schönen Erfolg in diesem Weltkriege erreicht.

Weinhaus umbauen lassen und sich in dem gewonnenen Raum sein Atelier eingerichtet. Er öffnete die großen Kisten, die verstaubt, aber nicht vergessen, auf dem Boden standen, holte vor den staunenden Augen seiner Frau die vergrabenen Herrlichkeiten wieder hervor, stellte Staffeleien, hängte Bilder, Kartons, Skizzen und Gewänder an die kahlen, weißen Wände und legte Pinsel und Paletten und Farbenläschen und Tüben in Bereitschaft. Dann schloß er den Raum ab, steckte den Schlüssel in die Tasche, und es ging eigentlich niemand hier ein und aus als er selber. Stundenlang hatte er oft hier gesessen, träumend oder sich neue Anregung holend zu einer geplanten Arbeit. Seine Frau betrat das Zimmer nie gern. Sie war feinfühlernd und wußte, daß hier das Glück ihres Mannes begraben lag. Aber als der kleine Ben ein stämmiger Bub geworden war und sein Vater ihn eines Tages mit hinaufgenommen hatte und er nachher mit strahlenden Augen auf seines Vaters Arm herunterkam und er nicht genug zu erzählen wußte von den geschehenen Schätzen und durchaus die Mutter auch in das neue Paradies führen wollte, da kehrte auch in ihr Herz die

welcher Frühlingsabend. Die Rosen in ihrem Gürtel hingen traurig und weß herieder. Des Vaters Blick heftete sich auf die armen, zerküßten Blumen. Und Erika fühlte den Blick. Sie wurde glütrot, und er sah, wie sie mit ihrer Verlegenheit kämpfte. Dann brach sie es über sich, schlug die Augen zu ihm auf, nahm die Rosen aus dem Gürtel und sagte:

„Verzeihen Sie!“ Ton und Haltung und Gebärde waren, ohne daß sie es wollte, ein Bekenntnis.

Sie hielt ihm die Hand mit den Rosen hin. „Kind,“ sagte er, „es sind ja nicht die Rosen, aber —“

Eine Stimme, die ihm wie seines Sohnes Stimme klang, raunte ihm zu, daß er kein Recht habe, Fragen zu stellen, daß er überhaupt gar keine Rechte hier habe. Aber er überwand sie und nahm alle Kraft zusammen:

„Aber,“ er sah ihr ernst in die Augen, „wo kommst Du her?“

„Von Ralph Ehrenberg,“ sagte Erika v. d. Heide, und mit diesen Worten sagte sie alles, was ihr Vater hören wollte.

Dann war es still, totenstill im Keller. Eine späte Fliege summte schlaftrig an der Fensterscheibe, und ein Sonnenstrahl spielte auf Erikas Haar. Sie standen sich beide unbeweglich und wortlos gegenüber. Herr v. Gryn vermochte kein Glied zu rühren, und auf Erika lag es wie ein Bann. Die Nahnähe mit ihrer Mutter griff ihn ans Herz. Ein warmer Sommerabend in der Großstadt fiel ihm ein. Draußen flammten die ersten Laternen auf, und am Himmel hingen frühe Sterne. Sie hatten sich lange und heftig geküßt, da stand sie so vor ihm, die Lippen blutrot, die Wangen bleich, fast durchsichtig in ihrer Zartheit, und den großen Blick selbst- und weltvergessen in die Ferne gerichtet. Und so wie jetzt der Tochter hatte sich ihr das blonde Haar auf der Stirn gewirrt. Und mit dieser Erinnerung ging ihm wie ein Lichtstrahl die Erinnerung auf, daß er mit aller Sorgfalt an dem Geschick seiner Tochter nichts mehr ändern könne. Ihre Liebe war ihr Schicksal. Er konnte nur ein Gebet für sie im Herzen tragen, daß Ralph Ehrenberg sie nicht verlassen möge, wie er einst ihre Mutter. Seine Bewegung riß ihn hin. Er streckte die Arme aus und umschloß sie fest. In ihrem Blick strahlte ein grenzenloses Vertrauen, aber sie sagte nichts. Er strich ihr Haar und Wangen und streckte ihr die Rosen wieder in den Gürtel. „Gott schütze Dich!“ Er sagte es

klanglos, mit zitternden Lippen, und schob sie sanft zur Tür hinaus.

Mein Gott, was war das für ein Tag! Wie reich und wie schrecklich! Er sank in den Stuhl. Sein Gesicht verzerrte sich unter den qualvollen Schmerzen in der Herzgegend. Da war es wieder. Er sah gebückt und in sich gekrümmt und fühlte, wie das Gesicht in seinen Händen eiskalt wurde. Seine Haupt Sorge war, daß jetzt niemand kam. Es waren vorübergehende Anfälle, bei seelischen Aufregungen kamen sie manchmal. Herzkrämpfe, hatte der Doktor gesagt und den Kopf bedenklich zur Seite geneigt. Sie gingen in der Regel vorüber, ohne nachhaltiges Unheil anzurichten.

Sie gingen auch heute. Nach einer Viertelstunde konnte er sich wieder aufrichten und lächelte über sich. Es war doch erbärmlich, dies Leben. Er rieb sich das kalte Gesicht und die blutlosen Hände und horchte dabei gespannt nach der Treppe hin, ob auch seine Frau noch nicht käme. Aber kein Schritt ließ sich vernehmen, und erst, als er ein wenig von Erikas Gaben zu sich genommen hatte und sich wirklich wieder ganz wohl fühlte, trat sie herein.

„Du kommst spät heute.“
„Ich war so müde, die scharfe Luft greift an. Ich habe so schön geschlafen und so herrlich geträumt.“

Sie sah strahlend glücklich aus. Er blickte sie ganz übernacht an. Das war's ja, was er vorhin gesucht hatte. Schnell griff er zur Palette.

„Bitte, bleibe so stehen, ich muß noch eine Kleinigkeit ändern. Erzähle, was Du geträumt hast.“

Sie wollte nicht und erklärte, ihr Mann werde sie nur auslachen. Da bat er noch einmal, denn ihm lag daran, daß sie so, wie sie war, mit dem glücklichsten Lächeln in den Mundwinkeln, vor ihm stehen bleibe. Aber sie wiederholte, sie könne es nicht, und sagte nach einer Pause:

„Erich, Du hast mich verschönt, ich bin nicht so hübsch.“

„Ich sehe Dich so,“ erwiderte er einfach.

Das Wort war mehr als eine Schmeichelei, es war mit Blick und Betonung eine Liebstoßung. Frau v. Gryn fühlte das sehr wohl, das Rot in ihren Wangen wurde lebhafter, und der lieb-reizende Zug um ihren Mund haftete traum-vergessen auf dem schönen, weichen Frauenantlitze.

Herrn v. Gryn durchrieselte ein Freuden-schauer. Es war das starke Wohlbehagen des Künstlers, der sein Werk so vollendet sieht, wie er es sich gedacht. Während sein Pinsel schon an der

Hand arbeitete, blickte er immer wieder entzückt und beglückt auf das schöne Bild. Es war das erste und einzige Kunstwerk seines Lebens. Aber es war ein Kunstwerk! Welche Kraft ihm diesmal den Pinsel geführt hatte, hätte er nicht sagen können, er fragte auch nicht, er staunte auch nicht, aber sein Werk machte ihn überglücklich. Wenn er längst unter der Erde lag, würde sein Sohn vor diesem Bilde stehen, auf das schöne Angesicht der Mutter blicken und in Liebe seines Vaters gedenken.

Endlich brach er das Schweigen. „Willst Du mir nicht Deinen Traum erzählen?“

Sie lachte und sagte, daß es ihm doch sonst ein Greuel sei, Träume mit anhören zu müssen. Er schnitt jedesmal eine Frage, wenn Fräulein Kleitner damit anfange.

Fräulein Kleitner sei auch zu aufdringlich damit, und er hoffe von seiner Frau, daß sie ge-schicktere Dinge träume; zumal, wenn sie einen so beglückenden Zauber auf sie ausübten, hätte er Grund zur Neugierde.

Frau v. Gryn warnte ein, daß man Träume nicht berichten könne, und gerade die Schönsten stehen sich niemals wiedergeben mit ihrem Duft, ihrem Zauber; der Schmelz streife sich sofort ab, und was übrig bleibe, sei ein kärgliches, lächerliches Gerippe.

Er bitte sie aber, und sie möge es versuchen.

Da begann Frau v. Gryn. „Ich sah mitten im hellsten Sonnenschein, und wohin ich blickte, war überall strahlendes Licht. Ich war jung und glücklich und alles Leid war weit fort. Ich sah vor Deinem Hause, und Ben spielte zu meinen Füßen. Er war noch ein ganz kleiner Junge und hatte sein erstes blaues Kleidchen an. Seine Augen glänzten, er lachte, lief fort und kam wieder und legte einen Apfel in meinen Schoß. Der Apfel war rot und gelb und rund, ein herrlicher Apfel. Er sagte, sein Vater schide ihn mir. Wir freuten uns beide über ihn, und ich hielt ihn in der Hand und drehte ihn, da war er plötzlich kein Apfel mehr, es war rot und groß und leuchtend, ein warmes Herz. Und es war Dein Herz, Erich. Ich hielt es in meinen Händen.“

Die Dunkelheit fiel heute früher als sonst. Für den subtilen Goutton der Hände mit ihrem Geäder genügte die Beleuchtung nicht mehr. Draußen stieg der Nebel. Wie ein großes, weißes, wogendes Meer braute es auf den weiten Wiesen. Er erfüllte den ganzen Luftraum, dampfte zum Himmel empor und verichlang die hellen, strahlenden

Extraktreiche und wohlbekömmliche **Likör-Essenzen** mit Rezepten
1 Dtd. Flaschen sortiert für 12 Liter ausreichend Mk. 2,75 franco überallhin.
Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Hals- und Lungenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit durchaus unentgeltlich (nur gegen Einsendung des Briefpostes) mit, wie ich durch ein ebenso einfaches wie billiges und dabei doch so überaus erfolgreiches Verfahren von meinem langwierigen Leiden (altem starken Asthma, Husten, Auswurf, Nachtschweiß, Abmagerung usw.) befreit wurde.
Lepp. Dick, Grosskönigsdorf 374, Rheinland.

Anzeigen
haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Geld gibt ohne Mühen, schnell, reich, fulante Rückzahlungen, seit 1891 bestehende Firma **Schulz & Co.**, Berlin 110, Kreuzbergstraße 21. Rückporto.

Neue Gänsefedern, wie sie von der Gans gereinigt worden, mit allen Daunen à Pfd. 1,60 Mk. Dieselben Federn, mit allen Daunen, gut gereinigt, à Pfd. 2,35 Mk., gut gereinigt, mit allen Daunen à Pfd. 3,35 Mk., verleiende gegen Nachn., nebene, was nicht gefüllt, zurück. **August Schleich**, Gänsestaustalt, Neu-Zeehlin 9 (Oberbeug).

Technikum Masch.-Elektr.-Ing. T. Werkm. **Hainichen i. Sa.** Lehrfabr. Progr. fr.

Klischées in Autotypie und Strichätzung
Wilhelm Greve, Graphische Kunstankalt, Berlin SW, Ritterstr. 50.

Karte von Frankreich
Maßstab 1:1000000
Bearbeitet von Onésime Reclus
Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem westlichen Kriegsschauplatz
Preis M. 3.— für 1 Exemplar
Zulassung erfolgt gegen Voreinsendung d. Betrages portofrei
Geographisches Institut Wilhelm Greve
Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
Berlin SW 68, Ritterstraße 50



Farben, die die untergegangene Sonne am nordwestlichen Horizonte malen wollte.

Herr v. Grun legte Pinsel und Palette hin und blickte in die wogenden Schleiermassen im Grunde. Sie stiegen höher und höher und webten auf und ab. Geheime Naturkräfte schienen ihr unheimliches Spiel zu treiben. Große formlose Ballen lösten sich aus dem dampfenden, gleichenden Gewirr, sie verdickten sich und nahmen Gestalt an. Eine menschliche Gestalt in ungeheuren Dimensionen. Herr v. Gruns starrer Blick sah, wie sie sich vom Wiesengrund löste und langsam, langsam und unabwendbar auf sein Haus zuschwebte wie eine Schicksalsgestalt.

Tödliche Angst befiel ihn. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Die geistesstirne Nebelbildung kam näher und näher, er sah, wie sich ihre Arme von dem grauen Rumpf lösten und sich ihm entgegenstreckten. Kommm' mit, kommm' mit! forderten die geistesstirne Hände. Kalte, feuchte Todeschauer strömten von diesen Gliedern aus. Noch wenige Augenblicke, und er mußte untergehen, versinken in diesem Nebelschleib — Kommm' mit, kommm' mit!

Herr v. Grun atmete tief und schwer. Er strich sich über die Stirn. Was war mit ihm? Hatte er geträumt? Hinter den Bäumen kam der Mond hervor. Rot und leuchtend fiel sein breiter Strahl auf die nebelbrütenden Wiesengelände. Ein laudvoller Abend begann. Er trat vom Fenster zurück und schloß die Flügel. Seine Frau sah noch immer in ihrem breiten Armstuhl, im Mondschein schimmerte ihr Gesicht weißer. Er drehte sich um und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Da hast Du mich!“ jagte er.

* * *

Als der Mond höher und voller heraufschwebte, trat Ralph Ehrenberg aus dem Walde und schritt über das große, leere Feld, wo noch vor Wochen Herr v. Gruns schwerer Weizen im Sommerwind gewogt hatte. Dann über die weite Wieze, die von Mond und Tau wie graues Silber glänzte. Aber das unruhige Auf- und Niedervallen der bleichen Massen war jetzt vorbei. Der Mond hatte über den hangen Zauber sein Friedenslicht gestreut, und nun ruhten die Nebel friedlich und beruhigt auf dem Grunde, wie eine Herde müdegeweideter Lämmer. Der spukhafte Zauber war verschwunden.

Ralphs Haar und der kleine, schwarze Schnurrbart waren feucht und bereift, nah war auch sein Gesicht, und die Hände und sein Anzug blinkten von Tau. Er spürte nichts davon, er sah auch kaum die breite Garbe des Mondlichts, durch die sein Fuß schritt, und wachte nicht, wie wohlthuend und lind die Schein seine erregten Sinne umschmeichelte. Ein Busch blutroter Beeren leuchtete ihm entgegen. Er dachte an Ertra und brach einen großen Strauß. Und er dachte weiter daran, wie sie die Gabe an sich nehmen würde, und küßte die roten Früchte. Aber der Kreislauf der Gedanken war eig und klein, und wieder erinnerte ihn die Berührung an ihre Lippen, er sah die nächsten Tage vor sich, wo er sie entbehren mußte, und in heizer Qual stieg schon jetzt das Heimweh in ihm auf. Er unklammerte eine schlanke Birke,

alle Hautunreinigkeiten und Hautausschläge wie Mitesser, Finnen, Blüthen, Flechten, Hautröthe, Pickeln, Pusteln etc. zu vertreiben, besteht in täglich. Waschungen mit der edlen

Das Geheimnis Steckenpferd-Teerschwefel-Seife

v. Bergmann & Co., Madeheim. à St. 60 Pf. Ueberall zu hab.

die einsam am Wegausgang stand und traurig ob ihrer Einsamkeit die zarten Zweige tief herniederneigte. Er drückte seine Wange an den Stamm der Verlassenen, und seine Tränen rieselten über ihre bleiche Rinde.

Der Mond stieg höher.

Das große Gutshaus lag still und schweigend. Nur in Herrn v. Gruns Zimmer brannte die Arbeitslampe, und in der Vorhalle verbreitete die Ampel ihr Dämmerlicht. Die Damen seien ins Dorf gegangen, jagte das Mädchen. Ralph hing den feuchten Strohhut an den Ständer neben Ertras kleines, blaues Seidentuch. Er strich zärtlich mit der Hand drüber hin und klopfte bei Herrn v. Grun.

Der sah und schrieb an einem Brief für Ben. Er wäre natürlich lieber ungestört geblieben, aber er wandte sich trotzdem freundlich um und jagte, Ralph möge sich setzen, er sei gleich fertig, oder ob er etwas Eiliges habe. Ralph bat, Herr v. Grun

möge jetzt für ihn Zeit haben. Da legte er den Bogen fort und setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz in den alten Schatteltstuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

Liebesgaben als Erziehungsmittel. Ein Frankfurter Leser schreibt der „Frankf. Zig.“: Meine kleine Tochter hatte Weihnachten, wie auch die anderen Kinder, eine Liebesgabe zur Schule gebracht und erhielt von dem Empfänger eine Dank-Karte, die sie mit Stolz erfüllte und ihr ein bleibendes Andenken sein soll. Nun hat sie mich, doch „ihrem Soldaten“ weitere Liebesgaben zu senden, was ich um so lieber tat, als man sah, wie das Kind ganz davon erfüllt war, dem Soldaten irgend etwas Gutes zukommen zu lassen. So fand ich denn ein Paket Zigarren, und die Kleine erhielt darauf eine weitere Karte. Nun habe ich ihr versprochen, „ihrem Soldaten“ immer dann eine Liebesgabe zu senden, wenn sie am Samstag sagen könne, sie sei in der Schule die Woche brav gewesen, und gute Noten heimbringe. Wie hat sich darauf die Kleine zusammengenommen! Mit glühendem Eifer sitzt sie über ihren Schularbeiten, ist auch sonst viel braver als früher, immer in der Besorgnis, sie könnte ihrem Soldaten schaden. So kämpft unser Heer nicht allein für Deutschlands Zukunft, sondern auch für die Erziehung unierer Kinder. Unbekannt ist dieser meiner Tochter fremder Soldat ihr Witterzieher geworden.

Räsel-Ecke

Räsel.

I.
Dem Schlitten müß' ich nichts, es geht durch mich der Wagen,
Und fehl' ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen
Was ihr Besitzer sich von ihr verspricht.
Man denkt an mich beim Hochgericht.
Nun ratet, was ihr wollt. Ein Rad? Das bin ich nicht.
S. P. Gebel.

II.

Was auf der Erde steht, das muß die Erde haben,
Und was der Wette denkt und spricht,
Die Zweit- und Dritte sind Pomona's Gaben,
Die gern am Weg der Wanderer bricht.
Das Ganze ist ein seltsam Ding:
Ihr achtet Blut und Feucht gering,
Werft weg den Stengel und das Blatt,
Die Wurzel auch, und dennoch macht's euch satt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Räsel in voriger Nummer:
I. Baumwolle. — II. Zeitlofe.

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unsere HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunst-Druck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

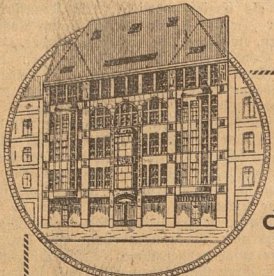
SD



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen, in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen, sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A ✦ **Preis 75 Pfennig**

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084 **Berlin SW 68, Ritterstraße 50** Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Erich Eißholz, Neudöbn. — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Rotationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW.

